

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger“ und „General-Anzeiger für Schlesien und Posen“

Heilige Nacht

Skizze von Gabriele Hartenstein (Nachdr. verb.)

Die alte Kirche am Waldrand von Saint-Mihiel hatte ihren schwersten Tag gesehen. Sie, die ihr Haupt Jahrhunderte lang in erhabener Ruhe zum Himmel hob, Stürmen und Ungewittern standhielt, war heute von Geschossen zu Tode getroffen worden. Granatfetzen, zerschmetterte Helme und Gewehre füllten den Kirchhof neben ihr. Grabsteine waren gestürzt. Das mächtige Holzkreuz ragte schwarz und zerschossen gegen den Himmel.

Als die Dunkelheit hereinbrach, verstummten die furchtbaren Stimmen des Kampfes. Eine mitleidige Hand hatte die Pforte der Kirche weit geöffnet, damit, wenn der eine oder der andere von denen, die draußen lagen, sich noch erhob, er den vereisten Weg beleuchtet sähe und ohne Mühe hinauf finde. — Was lebend draußen aufgefunden wurde, hatten die Ambulanzen in das Bethaus gebracht und auf rasch aufgeschütteten Lagern zur Ruhe gebettet.

Am Hochaltare flackerten die Kerzen. Der heilige Tisch war unversehrt geblieben, gigantisch in seinen Umrissen ragte er aus dem Mittelschiff. Das leere Tabernakel stand weit offen, und die Altartücher lagen zu Verbandstreifen zerrissen auf dem purpurnen Teppich.

Sanitätssoldaten hatten die Kirche zum Operationssaal umgewandelt. Instrumente und Schüsseln, wie der Arzt sie benötigte, lagen neben den Kandelabern des Hochaltares, im Hintergrunde blitzten die Messer eines mächtigen Apparates.

Zwei Soldaten schritten über die Stufen mit einer Bahre, wo ein Verwundeter in großen Schmerzen lag. Unablässig hatte er nach dem Arzt um Hilfe und Erlösung gerufen. Ein Soldatenmantel war über seine Knie geworfen, die furchtbare Wunde, die ihm ein Geschoß geschlagen, zu bedecken.

Er streckte schluchzend den Arm aus: aus der Sakristei trat der Arzt. Wie jener mit festen, sicheren Schritten rasch durch die Reihen der Verwundeten ging, kurze Befehle erteilte, erschien er wie ein Retter, dessen Hand Wunder austeilen mußte. Er war im Operationskittel, hatte die Aermel hochgerafft. Leuchtend, ein heiliges Mal, hob sich das blutrote Genfer Kreuz von dem weißen Mantel ab.

Der Soldat auf der Bahre streckte dem Arzte die Hand entgegen; ein schwerer stöhnender Seufzer war seine Bitte um Hilfe.

Jener neigte sich über ihn, hob den Mantel auf, seine Wunde zu besehen. Konnte diesem Armen noch geholfen werden? Rasch ließ er ihn auf den Altar betten, legte ihm die Maske vors Gesicht und untersuchte die Instrumente. Dann begann er sein schweres Amt unter der tiefpurpurnen Flamme des ewigen Lichtes.

Unter den raschen Schnitten begann der Kranke schwer zu stöhnen; als der Arzt sich umwandte, das Verbandzeug in Empfang zu nehmen, hauchte der Verwundete den letzten Seufzer aus.

Die Männer verhüllten ihn, trugen ihn fort.

Dann holten sie einen anderen herauf, und noch einen — — —

Auf dem Chore neben der Orgel lag ein junger blonder Soldat. Sein Aussehen verfiel von Minute zu Minute; an den abgerissenen Sätzen, die er noch hervorstieß, an den eigentümlichen stöhnenden Rufen erkannte man die Sprache des Todes. Ein anderer Soldat hielt das Haupt des jungen Kameraden auf seinen Knien und umhüllte ihn, den das Frösteln immer böser anfiel, mit dem eigenen dünnen Mantel.

Sie waren aus Bingen am Rhein, die beiden, hatten dort ihre frohe Burschenzeit verlebt und waren dann mit dem gleichen Regiment nach dem Westen gezogen.

Der Sterbende wollte sich erheben, Unruhe überkam ihn. Er streckte die Hand aus, als stünde da jemand vor ihm, der ihn stützen wollte: In seinen Augen war jener eigentümliche Ausdruck eines leeren Suchens, wie man ihn bei Schwerkranken findet, deren Auflösung nahe ist.

„O“, erschauerte er plötzlich, von einer furchtbaren Angst gefaßt, „wer schreit so gräßlich?“ —

Der Ruf, den er selbst in wildem Delirium hervorgestoßen, erweckte ihn. Todmatt fiel er zurück, kalter Schweiß brach aus seinem Körper. Und wie er nun, im Halbdämmer der Sinne, in der schweren Angst der Seele zu begreifen suchte, wo er weilte, erkannte er wie durch einen Nebel das liebe, verwitterte Gesicht des Kameraden, fühlte den Arm, der schützend um seinen Nacken lag.

Fahl flog ein Lächeln über seine Züge; das Bewußtsein, den Freund an der Seite zu haben, gab ihm seine Ruhe wieder; ein dämmerndes Erinnern an andere liebe Gestalten, die ihm einmal nahe gewesen, erwachte in seiner Seele, Bilder, Visionen schwebten an ihm vorbei.

„Ach“, rief er mit dumpfer Stimme, „wo bin ich nur? Ich weiß, daß ich in einem Lande war, wo Menschen einander geliebt, wo Lieder geklungen haben, wo man abends bei der Lampe saß und keine Kälte fühlte. Ich weiß, daß wir uns freuten — der Weihnachtsbaum brannte — man sang die schönen Lieder. Wann war es — o Gott!“

Seine Brust bäumte sich, er stöhnte schwer.

Sein Kamerad erzitterte; er ließ die Arme sinken und lehnte sich, von einer Schwäche übermannt, gegen die Bretterwand der Orgel.

„Gott!“ — rief er in der Verzweiflung, die in ihm aufwallte — „Gott, lebst Du denn noch — —?“

Unten kamen und gingen die Soldaten. Man hörte ihr Sprechen, das Aufstellen der Bahren, das Stöhnen der Krieger, die da ihr Lager fanden; der starke Geruch von Medikamenten, vermengt mit Kerzendunst, schlug empor, und durch die durchbrochene Brüstung des Chors schimmerte der weiße Mantel des Arztes, der sich am Hochaltar bewegte.

„Halte aus!“ tröstete der Soldat oben seinen Freund. „Der Arzt ist unten, ich will Dich hinunter tragen.“

„Nein“, wehrte der andere, „rühr mich nicht an! Rühr mich nicht an, sonst erlösche ich — —“

Er streckte sich hin, sein Haupt fiel tief zurück. „Eine Orgel ist hier“, hauchte er. „Steh doch auf und spiele! Ist nicht Christnacht heute?“

Mühsam erhob sich der verwundete Kamerad, humpelte, auf das zerschlagene Gewehr gestützt, zur Orgel. Einen Augenblick ruhten seine Hände auf den Tasten, in einer großen, unbekannten Ergriffenheit. O Melodien, o Lieder — werdet ihr denn noch erklingen? — —

Er tastete um sich und zog mit zitternden Händen die Register. Die Orgel war unversehrt geblieben.

Schwer holte sie Atem, ächzte, knirschte, keuchte; dann ging sie leicht und leichter, die Bälge stiegen und sanken in federnder Gleichmäßigkeit. Langsam hob sich ein gedämpftes, süßes Pianissimo empor, klang eine alte heimatliche Weise durch die mit Todeskampf und Seufzern gefüllten Hallen: „Stille Nacht, heilige Nacht! — — —“

Die unten lagen, lauschten auf.

In Schmerz und Grimm verzogene Gesichter glätteten sich, als hätte eine Hand liebkosend darüber gestrichen. Mancher von jenen, die schon im Sterben lagen, lächelte auf, da er es vernahm, wandte das Haupt und erlosch.

Der Verwundete auf dem Chore war ganz still geworden: das fahle Antlitz stand gegen die zerschossene Decke des Chorhauses gerichtet, in seinen Augen lag ein starrer Glanz. Sah er den Himmel offen, erstrahlte ihm dort der letzte Weihnachtsbaum? —

Am Hochaltare blickte der Arzt auf, als er das alte Lied vernahm. Er lauschte mit weitem Blick. Woher kamen diese Stimmen? Geschah ein Wunder, hatte der Himmel sich geöffnet?

Nach der wunderbaren Weise lauschend, fühlte er, wie Schauer um Schauer seinen Körper durchrann; eine nie empfundene Andacht glühte in ihm auf, und mit überwältigender Klarheit fühlte er die Nähe des Erhabenen, an dessen Stelle er getreten war, um Wunder und Liebe auszuteilen.

„Hilf mir, o Gott!“ hauchte er. „Großer Gott — hilf mir!“ — Tiefer über den Verwundeten beugte sich sein Haupt

Lichter in der Nacht

Eine Weihnachtsgeschichte von Grete Massé.

(Nachdruck verboten.)

Der Weihnachtsgesang im Gutshaus war verklungen.

Frau Henriette, die am Klavier die Stimmen begleitet hatte, erhob sich und ging mit ihrem schweren, kräftigen Schritt durch den Raum, um die Tür zum Nebensaal zu öffnen. Da standen die Tische mit den Geschenken. Ueber ihnen hob eine breite, erdfeste Tanne die duftenden, dunkelgrünen Zweige. Sie war sehr dicht und sehr bunt behangen. Neels liebte das nicht. Für sein Empfinden war die Weihnachtstanne nur schön, wenn nichts sie schmückte als weiße Kerzen und ein wenig Silberflitter.

Neels blinzelte trübe durch die Gläser seiner goldgefaßten Brille, als er den Trubel sah, der sich nun vor den Geschenktischen erhob. Die Dienstleute nahmen die Gaben in die Hände und befühlten sie genau. Die Knaben ergriffen die Trompeten und die Peitschen und vollführten damit einen ohrenbetäubenden Lärm. Die Mädchen ließen die Räder der Puppenwagen auf dem Parkett hin und her knarren. Ein Knecht probierte die Ziehharmonika, die auf seinem Gabentisch neben Wollstrümpfen gelegen hatte. Neels, der doch hierher gekommen war, um der Einsamkeit zu entgehen und an diesem Abend Gesichter zu sehen, Lachen und Stimmengewirr zu hören, sehnte sich plötzlich nach Stille.

Er stand da in seinem dunklen Anzug und ließ die Finger durch den roten Bart gleiten, der noch nicht so angegraut war wie sein Kopfhaar. Die Sehnsucht nach Gerda, die er mühsam zum Schweigen gebracht, wurde wieder in ihm wach. Dieser Weihnachtsabend erinnerte ihn an jene Weihnachtsabende, die er sonst in seinem Haus mit Gerda verlebt. In den ersten Jahren, da sie noch ein Kind mit flachshellen Zöpfen war, stand sie zwischen ihm und seiner Frau Alwine vor dem Tännchen, das zum Schmuck nichts trug als die weißen, brennenden Lichter und sparsame Silberfäden. Mit ihrem dünnen, hohen Stimmchen fiel das Mädchen tapfer ein in den Gesang den Alwinens schöne Stimme prächtig führte und dem sein Baß getreu folgte. Dann kam Alwinens Krankheit. Sie konnte nicht mehr die Treppen herabkommen, und in zwei Jahren trug er am Weihnachtsabend, hinter sich Gerda im festlichen Kleide, das brennende Bäumchen nach oben und setzte es vor dem Bett seiner Frau nieder. Und dann kamen die Weihnachtsabende, an denen er und Gerda alleine waren, denn Alwine ruhte von allen Leiden der Irdischen auf dem Waldfriedhofe aus.

Aber Gerda gestaltete den Weihnachtsabend, wie sie es von Alwine gesehen. Sie zündete die weißen Kerzen am schmalen Tännchen an und sang das Weihnachtslied. Ihr scharfes, hohes Stimmchen hatte sich gewandelt, so daß es dem Manne schien, als hörte er Alwinens Gesang, der einst so schön und mächtig und frei hinströmend in diesen Räumen erklang. Der Tisch war mit dem uralten Linnen aus der Truhe gedeckt. Um jeden Teller und jede Schüssel lag ein Kranz aus Tannengrün. Und Gerda stand, glühend von Ehrgeiz, in der Küche am Herd und briet die Weihnachtsgans. Draußen pfiff der Dezemberwind. Aber in ihren Stuben waren Wärme und Frieden und das Glück, einander zu haben und beisammen zu sein.

Eines Tages aber kam ein Brief aus Kalifornien: Gerdas Brüder schrieben, daß sie mit ihren Frauen nach Europa kommen und Gerda auf der Rückreise mit nach drüben nehmen wollten. Dort würde es gewiß nicht lange dauern, bis ein reicher Kalifornier sie heiratete. Sie, die Brüder, hätten es nie gebilligt, daß bei ihrer Auswanderung aus Deutschland die kleine, kränkliche Gerda zu den Neels in Pflege gegeben werde. Aber die verstorbene Mutter hätte zu Lebzeiten immer gesagt, sie brächte es nicht über das Herz, den beiden Neels das Wesen abzufordern, das sie liebten wie ein eigen Kind.

Frau Henriette, die Gutsherrin, trat auf den Professor zu, der noch immer abseits stand und die Finger durch den roten Bart gleiten ließ. Der Ausdruck seiner Augen hinter den Brillengläsern gefiel ihr nicht.

„Ich will Sie zu Ihrem Gabentisch führen, Herr Professor,“ sagte sie, nahm seine Hand und geleitete ihn an ein Ecktischchen, wo Zigarren lagen und ein wissenschaftliches Buch und ein paar Pfund von dem berühmten Kaffee, den sich die Gutsleute immer aus der Stadt kommen ließen.

Der Professor nickte freundlich und dankte.

„Sie sehen aus, als ob Sie nichts mehr recht freuen könnte,“ sagte die Gutsherrin bekümmert.

„Damit mögen Sie schon recht haben, Frau Henriette. Mir fehlt das liebe Kind im Haus.“

„Gerda hätte Sie nicht verlassen dürfen. Soviel Liebe wie Sie und Frau Alwine dem Pflegekind entgegen gebracht, verpflichtet.“

„Ich selbst habe Gerda gedrängt, zu reisen und mit ihren Brüdern in St. Moritz zusammenzutreffen. Dies war meine Pflicht. Die reiche Familie kann Gerda in Kalifornien ganz andere Zukunftsaussichten bieten als ich.“

„Nun, Gerda wäre auch bei Ihnen nicht verhungert, Professor. Sie hätte einmal Ihr Haus und Ihr kleines Vermögen geerbt. Wir hier im Gutshaus wären immer ihre Freunde geblieben. Mein Neffe Theodor hat seit seiner Studentenzeit eine große Zuneigung zu Gerda. Wenn sich die beiden geheiratet hätten, wäre Gerda Zeit Ihres Lebens immer in Ihrer nächsten Nähe geblieben.“

„Auf jeden Fall mußte ich Gerda Gelegenheit geben, selbst zu wählen, Frau Henriette. Ich habe sie an die Station gebracht und ich hoffe, mich so beherrscht zu haben, daß sie nicht merkte, wie tief der Abschied von ihr mein Herz getroffen hat.“

„Armer Freund,“ sagte die Gutsherrin, „wir wollen recht fröhlich sein, damit Sie das Trennungsweh vergessen.“

Da ertönte Schlittengeläut vorm Fenster, und Frau Henriette eilte zur Haustür, um verspätete Weihnachtsgäste zu empfangen.

Neels aber schlich sich unbemerkt aus dem Saal und nahm seinen Hut und seinen Mantel. Er wollte fort. Es war ein Irrtum von ihm gewesen, zu glauben, hier im Schwarm der Menschen würde er vergessen, daß es heute seit achtzehn Jahren der erste Weihnachtsabend war, an dem das zarte, blonde Geschöpf, das die Freude seines Lebens gewesen, nicht bei ihm weilte.

Niemand merkte, daß Neels das Gutshaus verließ.

Ein heftiger Wind war aufgekommen. Neels schritt in seinem weiten, flatternden Mantel dahin. Schnee fiel auf seinen Hut, auf seine Schultern, auf das Gesträuch am Wege.

Irgendwo im Walde krächzte ein Rabe.

Das Land lag da in einer ungeheuren Einsamkeit. Nirgends blitzte der Lichtschein einer menschlichen Behausung in das Dunkel.

Neels ging langsamer. Sein Herz überkam plötzlich ein Grauen davor, in sein leeres, dunkles Haus zu treten. Fast bereute er es jetzt, Frau Henriette und ihren Kreis verlassen zu haben.

„Ich werde mir einen Grog brauen,“ dachte er. „Dann werde ich zu Bett gehen und versuchen, diesen elendesten Weihnachtsabend meines Lebens zu verschlafen . . .“

Neels mochte etwa noch eine halbe Stunde gegangen sein, als er sein Haus erreichte. Er hielt den Blick gesenkt. Er fürchtete, es würde ihm ein Laut des Jammers über die Lippen kommen, wenn er die öden, dunklen Fenster sah.

Er öffnete die Gartenpforte. Nun hob er doch den Blick. Und da blieb er stehen. Sah er ein Trugbild? Im Hause ging jemand von Zimmer zu Zimmer. Ein Fenster nach dem anderen erhellte sich und schickte einen Schein von Licht und Beglückung in das Dunkel ringsherum.

Er war ein starker Mann, der es verstand, sein Gefühl zu beherrschen. Aber nun, da er in der Schneenacht, die ihm die schlimmste seines Lebens erschienen, die goldenen Blumen des Lichts erblühen sah, bebten seine Schultern, und seine Augen wurden feucht.

Und als er die Treppen im Haus hinanstieg, da ertönte eine Stimme, die das Weihnachtslied sang, wie es einst Alwine gesungen. Und im Zimmer stand — Gerda, noch mit Mantel und Mützchen und zündete an einem Tännchen die weißen Kerzen an.

Sie eilte auf ihn zu. Sie umschlang ihn mit ihren jungen Armen. „Du bist meine Heimat. Atmen und froh sein kann ich nur im deutschen Lande,“ sagte sie. „Die Brüder, die ich nie gekannt habe, sind mir fremd wie ihre Frauen, deren Sprache ich nicht verstehe, wie die Erde jenseits des Ozeans. Hier will ich bleiben. Wirst Du mich behalten?“

„Mein Kind,“ sagte Neels und nahm ihr das schneenasse Mützchen vom Haar. „Mein Kind, willkommen daheim!“

Was wir vom Weltkrieg nicht wissen

Groß ist das Versprechen, das dieses Werk, welches im Auftrage der Weltkriegsbücherei von Friedrich Felger herausgegeben wurde (Wilhelm Andermann Verlag, Berlin, in Ganzleinen RM. 38,—; in Halbleder RM. 43,-. Alleinige Subskriptionsstelle: Theo Rauch, Stuttgart, Paulinen-Str. 17), all den Kreisen macht, die ihm wissens- und erlebnishungrig entgegensehen. Soeben erst ist eine große Sturmwelle von Weltkriegsliteratur über uns hinweggebraust. Man hat den Krieg gedreht und gewendet, ein Teilchen dort, ein Teilchen hier davon sich herausgepflückt. Im wesentlichen drehten sich alle Erörterungen um dasselbe. Man mußte sehr suchen, um irgendwo doch etwas Neues zu finden.

Nun kommt dieses reich illustrierte Buch mit dem stolzen Anspruch, uns mit einem Schlag zu sagen, was wir trotz eigenem Erleben, trotz allem Suchen in den Kriegsbüchern doch immer noch nicht wissen. Es ist ein Wunder, daß solches Unternehmen sich nicht schon eher herauswagte; denn das Fragen nach den letzten Geheimnissen des Weltkrieges ist schon rege, seitdem mit Ende des Krieges die Rücksichten der Geheimhaltung schwanden und die vielfach verstrickte Entwicklung aller Kriegsgeschehnisse ihre endgültige Auflösung fand.

Aber gerade diese Aufspürung feinster und schwierigster Kriegszusammenhänge brauchte Abstand von dem Lärm des Kriegsereignisses. Nie wäre dem Herausgeber, Direktor Felger von der Weltkriegsbücherei, Stuttgart, sonst ein innerlich so fein abgewogenes, in seinen 44 Kapiteln harmonisch zusammenklingendes Werk gelungen.

Man liest dieses Buch wie eine von einer einzigen Feder geschriebene Erzählung, obwohl 36 verschiedene Begutachter und Zeugen des Weltkrieges hier ihr besonderes Wissen um die Dinge niederlegen. Das Außergewöhnliche tritt ein. Jedes Kapitel dieser „Kriegsgeschichte in einem Band“ steigert die Spannung, weil immer von neuem wieder ein Schleier von dem fällt, was uns bisher noch von dem Kriegserlebnis verborgen war.

So spinnt sich nun schon Jahre lang um eine deutsche Frau im In- und Ausland Sage um Sage. Es ist „Mademoiselle Docteur“, die deutsche Meisterspionin, „die Königin der Spionage“, wie die Franzosen sie nennen. In diesem Buch tritt sie zum ersten Mal selbst an die Oeffentlichkeit. Mit Stolz werden die deutschen Frauen lesen, was sie über ihr Wirken an verantwortlicher Stelle berichten kann, mit hoher Anerkennung auch die Frontsoldaten, die hier endlich erfahren, was Sage und was Wahrheit ist.

Das ist eine der „Sensationen“ des Krieges und — dieses Buches. Dann das Parisgeschütz, die Technik der Flammenwerfer, die Probleme der Tankschlacht, Luftschiffkrieg und Flugzeug-Schlachten, U-Deutschland und Scapa Flow. Bis zu den kleinsten Einzelheiten erfahren wir das Wissenswerte über diese Themen.

Darüber hinaus werden die großen Fragen des Krieges von ersten Sachkennern behandelt. Männer wie Generalleutnant a. D. Kabisch, General der Infanterie a. D. von Eisenhart Rothe, Oberstleutnant a. D. Garcke, Generalmajor a. D.

von Borries, Oberst a. D. Nicolai, Major a. D. v. Roeder, Konteradmiral Geyer u. a. beleuchten das Spiel und Widerspiel der hohen Kriegsführung. Der Weg unseres Schicksals wird rückwärts Etappe um Etappe aufgedeckt.

In anderen Kapiteln rollt sich der Krieg in der Heimat auf. Sabotage, Kriegszensur, unbekannte Materialnot, Kriegswirtschaft und Rüstungsindustrie, kein Problem des Heimatkampfes bleibt unberührt. Ausgezeichnete Aufschlüsse über die Zermürbung der Heimatfront bringen Archivrat Volkmann und Dr. Alexander Graf Brockdorff.

Selbstverständlich fehlen in diesem gründlichen Werk auch nicht Kapitel wie „Aerzte und Sanitäter an der Front", „Vom unbekannten Heldentum deutscher Gefangener", „Vom unbekannten Kolonialkrieg" und „Die Parteien im Weltkrieg."

Neben 267 ausgezeichneten Originalphotographien wird eine große Fülle statistischen Materials geboten. Mit diesem Werk ist ein Totalgemälde des Krieges gelungen, wie es bisher noch nicht existiert.

Bunte Chronik

ck. **Ein großes Warenhaus in zwei Monaten erbaut.** Der Baustoff, der heute fast nur noch für Wolkenkratzer verwendet wird, ist Beton und Stahl. Auf diese Weise können überraschende Baugeschwindigkeiten erzielt werden. Das riesige Stahlgerüst schießt fast wie ein Pilz aus dem Boden und während die oberen Stockwerke noch mit Beton umkleidet werden, entfaltet sich in den unteren schon ein lebendiges Treiben. Ein Beispiel dafür ist ein Warenhausbau, der kürzlich in Los Angeles errichtet wurde. Nach einem Bericht des Amerikanischen Instituts für Stahlbau wurde mit dem Bau am 1. Mai begonnen; am 15. Mai war bereits ein Stahlgerüst im Gewicht von 1172 Tonnen aufgestellt, und am 15. Juni war der Bau fast vollendet, während am 1. Juni bereits der Warenverkauf in den untersten drei Stockwerken begonnen hatte.

* **Luftschiffe landen im Zentrum von Newyork.** Der neue Präsident der Building Company und frühere Gouverneur von Newyork Al Smith kündigt an, daß der neue sechsundachtzig Stockwerke hohe Wolkenkratzer, der auf dem Gelände des früheren Waldorf-Astoria-Hotels erbaut wird, auf seinem Dache einen fünfundsiebzig Meter hohen Ankermast zum Landen von Luftschiffen tragen wird. Dadurch wird das neue Gebäude eine Höhe von vierhundert Metern erreichen und das höchste Gebäude der Welt werden. Al Smith erklärt weiter, er plane die Organisation eines Transozean-Luftschiffverkehrs, sobald das Gebäude vollendet sei. Die Passagiere würden dann im Zentrum der Stadt abgesetzt werden können, ehe das Luftschiff seinen Landungsplatz in Lakehurst aufsucht.

* **Furchtbare Folgen eines derben Scherzes.** Vor dem Limburger Schwurgericht war dieser Tage der 21jährige Former Heinrich Hummer wegen Körperverletzung mit tödlichem Ausgang angeklagt. Hummer hatte seinen Arbeitsgenossen, den Lehrling Karl Weißer dadurch getötet, daß er ihn im Laufe einer Neckerei am Boden festhielt und ihm einen Schlauch mit Preßluft an den Hosenboden setzte. Die Wirkung der mit acht Atmosphären in den Leib des Knaben eindringenden Luft war entsetzlich. Sein Darm wurde buchstablich zerfetzt, sodaß der Unglückliche in wenigen Minuten elend zugrunde ging. Die vernommenen Aerzte bezeichneten den Fall als in der medizinischen Wissenschaft einzig dastehend. Hummer wurde zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt.

* **Der verhängnisvolle Brillantring.** Vor einigen Tagen wurde der Konstanzer Kaffeehausbesitzer Sucri Kiazim in seinem neben dem Kaffeehaus gelegenen Schlafzimmer ermordet aufgefunden. Der Kopf war mit einer Axt gespalten und der Ringfinger der linken Hand abgeschnitten. Die Untersuchung ergab, daß der Mörder sich abends im Kaffeehaus verborgen, Kiazim im Schlafe getötet und ihm den Finger abgetrennt hatte, um sich seines Brillantringes im Werte von 200 000 Lei zu bemächtigen. Von dem Täter fehlt jede Spur.

* **Am Geburtstag der Mutter — den Vater erschlagen.** Wie die „Vossische Zeitung" aus Königsberg meldet, spielte sich in dem Dorfe Wedereitischken im Kreise Tilsit ein gräßliches Familiendrama ab. Der Landwirt Mertens lebte mit seiner Frau in ständigem Streit. Die Zwistigkeiten steigerten sich von Tag zu Tag, sodaß die Kinder auf Anstiften der Mutter beschlossen, den Vater aus der Welt zu schaffen. Am Geburtstag der Mutter schlugen sie den Vater mit einer Keule nieder und erwürgten ihn dann. Nach dem Morde setzten sich die Kinder mit der Mutter zum Festschmaus, als ob nichts geschehen wäre. Am nächsten Tage meldeten sie dem Landjäger, sie hätten den Vater im Stalle erhängt aufgefunden. Um Selbstmord vorzutäuschen, hatten sie ihm einen Strick um den Hals gelegt. Die Würgemale und die Kratzwunden wiesen jedoch darauf hin, daß Mertens einem Verbrechen zum Opfer gefallen war. Als die Frau das Untersuchungsergebnis erfuhr, rannte sie in die Küche, um sich mit einem Messer die Kehle zu durchschneiden. Der Landjäger schlug ihr jedoch das Messer aus der Hand. Die Frau sprang dann in den nahegelegenen Fluß und konnte nur noch als Leiche geborgen werden.

* **Drei Arbeiter im Steinbruch erschlagen.** Bei einer Sprengung in einem Steinbruch bei Llanberis (Carnarvonshire) lösten sich Felsmassen im Gewicht von mehreren tausend Zentnern und erschlugen drei Arbeiter.

* **Bluttat eines Geisteskranken.** In Three Rivers (Quebeck) tötete ein Mann in einem Anfall geistiger Umnachtung seine Frau und seine drei Kinder mit einer Axt und versuchte hierauf Selbstmord zu begehen. Er wurde in schwer verletztem Zustand verhaftet.

* **Arbeitslose Grubenarbeiter gegen Polizei.** Wie aus Sidney gemeldet wird, kam es zwischen etwa 4000 arbeitslosen Grubenarbeitern und der australischen Polizei zu einem heftigen Handgemenge, als die Rothbury-Grube geschlossen werden sollte. Die Polizei war gezwungen zu schießen, wodurch ein Grubenarbeiter getötet und 9 verwundet wurden. Sechs Polizisten wurden während des Handgemenges schwer verletzt.

* **Brand einer Möbelfabrik.** In Laage ging die Möbelfabrik der Firma Bockholt & Söhne in Flammen auf. Die Werkstatt mit sehr vielen Maschinen, für etwa 9000 M fertigen Möbeln und größeren Holzvorräten wurde vollständig vernichtet. Das Wohnhaus des Grundstücks ist innen vollständig ausgebrannt. Fast nichts konnte gerettet werden. Das Feuer ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß glühende Kohlen aus einem eisernen Ofen gefallen sind.

* **Eine Mutter geht mit ihrem Kind in den Tod.** In dem Gemeindeneubau „Fliederhof" im 12. Bezirk in Wien hat sich eine erschütternde Familientragödie abgespielt. Die 28jährige Beamtensgattin Hedwig Stern hat durch Einatmen von Leuchtgas Selbstmord verübt und ihr eindreiviertel Jahr altes Söhnchen Fritz mit in den Tod genommen. Die Lebensmüde ist durch eine Nervenkrankheit zu ihrer Verzweiflungstat getrieben worden. Der „Fliederhof", eine Gemeindezinskaserne, die sich von der Spinnerin am Kreuz bis nach Meidling hinüberzieht, ist noch nicht ganz vollendet und deshalb nur von wenigen Parteien bewohnt. Dieser Tage nachmittag spürte der Torwart der 15. Stiege starken Leuchtgasgeruch. Er ging diesem nach und fand schließlich, daß er aus der Wohnung des Beamten Stern dringe. Da die Tür versperrt war, verständigte der Portier den Baumeister, der mit seinen Leuten noch in dem Gebäude arbeitet, und dieser ließ vom Hof aus eine hohe Gerüstleiter an den kleinen Balkon der Wohnung legen. Als man dann in die Küche eindrang, fand man auf einem aus Matratzen und Leintüchern improvisierten Lager die junge Frau leblos auf. Sie hielt ihren kleinen Sohn, der gleichfalls kein Lebenszeichen mehr gab, eng umschlungen an die Brust gedrückt. Alle drei Hähne der Gasleitung standen offen und das tödliche Gas dürfte bereits mehrere Stunden hindurch ausgeströmt sein. Man fand einen Abschiedsbrief, in dem Frau Stern ihren Gatten um Verzeihung bittet und mitteilt, daß sie aus Furcht, ihr Kind könne von der gleichen Krankheit wie sie befallen werden, aus dem Leben scheide und den Knaben in den Tod mitnehme. Sie wolle ihrem Mann auch nicht zumuten, weiter mit ihr, der schwer nervenkranken Frau, zu leben. Frau Stern hatte sich, nachdem ihr Gatte um 8 Uhr morgens wie gewöhnlich in sein Bureau gegangen war, in ihrer Wohnung eingesperrt und Fenster und Türen mit Tüchern abgedichtet. Die Lebensmüde hatte mit ihrem Gatten, der, als er von der Schreckenstat seiner Frau erfuhr, vollkommen zusammengebrochen ist, im besten Einvernehmen gelebt, nur litt sie seit längerer Zeit an einer schweren Nervenüberreizung. — Im Flur des Hauses Alliiertenstraße 5 in Wien hat eine etwa 23jährige Frau Selbstmord verübt. Sie stand fast zwei Stunden unter dem Vorwand, sie erwarte jemanden im Haustor, und zog in einem unbewachten Augenblick ein Fläschchen mit Lysol hervor, dessen Inhalt sie austrank. Trotz einer sofort vorgenommenen Magenausspülung starb sie bald darauf.

* **Bestialität eines Sohnes.** Unter der Anklage einer unerhörten Bluttat hatte sich vor dem erweiterten Schöffengericht in Hamm i. W. der Arbeiter Martin Kuhnert aus Soest zu verantworten. Der Vater Kuhnert war mit seinen beiden Söhnen zum Fischen gegangen. In einer Wirtschaft verkaufte man die erbeuteten Fische und setzte das dafür erhaltene Geld teilweise sofort in Alkohol um. Dabei spielte man Skat. Nach einiger Zeit gingen die Söhne an die Lippe zum Baden, während der Vater zunächst noch sitzen blieb. Er ging dann auch zur Lippe und legte sich ins Gebüsch. Hier muß aus irgendeinem Grunde, wie so oft, Streit zwischen dem Vater und seinen Söhnen entstanden sein — die Beteiligten verweigerten die Aussagen, der Angeklagte will von nichts mehr wissen. Ein Schüler beobachtete, wie Martin Kuhnert am Ufer kniete und den Kopf seines Vaters in Wasser drückte; wenn der alte Mann wieder auftauchte, drückte ihn der Sohn wieder unters Wasser, bis er schließlich im Wasser liegen blieb. Der zweite Sohn stand dabei und rief dem Täter zu: „Du begehst ja Vatermord!" Der beobachtende Schüler rief dem in der Nähe befindlichen Bäckerlehrling Kämmer zu: „Die Kuhnerts ersäufen ihren Vater!" Der zweite Bruder lief dann hinzu und zog den Vater aus dem Wasser, wobei auch der Täter half. Man legte den Vater auf einen Bagger. Dann warf Martin Kuhnert den Vater wieder auf die Erde und trat ihm mit den Füßen in den Rücken. Dann schlug er ihn mit seiner Radfahrpumpe und als der alte Mann sich nochmals aufzurichten versuchte, hielt sich der Sohn mit beiden Händen am Zaun fest und trampelte mit den Füßen auf dem Kopfe des Vaters herum. Der andere Sohn stand dabei, ohne dem Vater zu helfen. Schließlich ging er doch zu einem Müller und sagte: „Telephonieren Sie doch dem Arzt und der Polizei, der Bruder macht den Vater tot!" Der Müller rief einen Arzt an, der in seinem Auto zur Tatstelle fuhr. Inzwischen lag der alte Mann wie tot da, der Kopf war rot von Blut und ganz entstellt. Dem Arzt bot sich ein furchtbares Bild: Der alte Kuhnert war absolut bewußtlos, blutig und schmutzig von Straßenerde. Kopf, Gesicht und Brust waren von blutenden, schmutzigen Wunden bedeckt, deutlich sah man die Absatzeindrücke, der Kieferknochen war durchgetrennt, am rechten Oberkiefer die Fleischteile durchgetreten, so daß man in die Mundhöhle sehen konnte. Das Gericht verurteilte Martin Kuhnert zu einem Jahr Gefängnis und beschloß seine sofortige Verhaftung. Der Angeklagte erklärte, das Urteil nicht annehmen zu wollen. Wo bleibt die Prügelstrafe für derartige Rohtaten?

Kunst – Wissenschaft

Beethovens Taubheit und sein Genie

Das geheimnisvolle Gehörleiden, an dem der größte musikalische Genius schon früh erkrankte und das dann zur völligen Taubheit führte, hat natürlich die Musikgelehrten und Aerzte viel beschäftigt, ohne daß bisher die Ursache der Krankheit und ihre Bedeutung für das Schaffen des Meisters geklärt worden wäre. Nun glaubt Romain Rolland, der von der Höhe seiner eignen Meisterschaft herab „Beethovens Meisterjahre" in einem im Insel-Verlag zu Leipzig erschienenen Band kongenial behandelt, die Lösung dieses Rätsels gefunden zu haben, und jedenfalls ist die Auffassung, die er über die innige Verknüpfung der Taubheit mit Beethovens Schicksal und Schaffen äußert, eine Offenbarung, die tief in die dunkelsten Geheimnisse der genialen Schöpferkraft hinableuchtet. Als Ursachen der Krankheit werden Erkältung, der Verfall des Nervensystems durch einen Typhus und ein heftiger Sturz auf den Rücken angegeben. Aber alle diese Ursachen genügen nach den Anschauungen der modernen Wissenschaft nicht, um zu einer völligen Taubheit zu führen. Der französische Ohrenarzt Dr. Marage, der sich seit 30 Jahren ausschließlich mit dem Studium seines Gehörs und seiner Veränderungen beschäftigt, hat nun eine neue Erklärung dieser Ohrenerkrankung aufgestellt. Nach sorgfältiger Untersuchung scheidet er alle andern Ertaubungsursachen aus und läßt nur die Möglichkeit einer Erkrankung des Labyrinths übrig, die ihren Ursprung sowohl im Gehirn wie auch im Darm haben kann. Bei den meisten andern Ohrenkrankheiten werden zuerst die tiefen Töne nicht mehr gehört. Bei Beethoven aber erlosch zuerst die Wahrnehmung der hohen Töne, und wenn dann wie bei ihm ein Sausen und Pfeifen in den Ohren und eine übermäßige Empfindlichkeit gegen lautes Sprechen der Taubheit vorangeht, so handelt es sich um eine Verletzung des inneren Ohrs d. h. des Labyrinths oder der Gehirnfelder, von denen aus der Gehörnerv sich verzweigt. Beethooven hat nun lange Zeit an einem Darmkatarrh gelitten, der jahrelang neues Gift in seinem Körper erzeugte, und dadurch mag der Boden für die Taubheit vorbereitet worden sein. Die eigentliche, tiefste und erste Ursache aber ist in Beethovens Gehirn zu suchen, in der „maßlosen Konzentration" seiner Gehörnerven beim Komponieren, durch die ein heftiger Blutandrang nach dem innern Ohr erzeugt wurde. Dadurch sind auch die kalten Abwaschungen des Kopfes zu erklären, denen man früher die Schuld an der Ertaubung gab. In dieser Ueberanstrengung der Gehörnerven liegt die Tragik seines Schicksals, die mit seinem Genie so innig verknüpft war.

Dieses Genie, sein Dämon, hat den Meister ertauben lassen, und Roolland wagt nun die noch tiefere Frage: „Hat vielleicht die Taubheit ihn zum Genie gemacht oder wenigstens die Art seiner Begabung mitbestimmt?" Hätte Beethoven eine andere Ohrenerkrankung gehabt, die zur völligen „akustischen Nacht" schon seit 1801 führte, dann hätte er wohl sicherlich keins seiner großen Werke geschrieben. Aber da seine Taubheit ihren Ursprung im Labyrinth hatte, so schnitt sie ihn zwar von der äußeren Welt ab, erzeugte aber im Innern merkwürdige Klangerscheinungen und musikalische Schwingungen. Man weiß von Leuten, die an Labyrinth-Entzündung erkrankt sind, daß sie vielfach schön instrumentierte Melodien und herrliche Gesänge hören. Sie bemühen sich bis zur Erschöpfung, etwas davon zu behalten, aber umsonst. Ist das nicht Beethoven, der durch Straßen und Felder seinen Tongesichten nachjagt? Jedenfalls ist es wohl denkbar, daß dieses Gehörleiden seine Palette an Farben bereicherte und ihn in erhöhte Gehörzustände versetzte. „Es ist das Vorrecht des Genius," sagt Rolland, „sich alle bildenden und verbildenden Elemente seines Wesens dienstbar zu machen. Das Starke so gut wie das Schwache, ja Kranke. Meister darin war Goethe. Beethoven, viel weniger bewußt, aber von noch mächtigeren Trieben als der Dichter, reißt in dem gewaltigen Strom seiner Lebenskraft alle Hemmnisse mit fort, bis sie zerrieben in das fruchtbare Erdreich seines Wesens übergehen. Wenn wir nun die abnormen Tonschwingungen, die auf kranke Hörorgane eindringen, bezeichnet finden als quälende rhythmische Vorstellungen von vorüberziehenden Regimentern, als Geräusche wie von den schwer aufstampfenden Schritten einer Menschenmenge, von Wagen, die in die Nacht hineinrollen, von Hammerschlägen auf eine Eisenplatte, von zwei Lokomotiven, die puffend im rauschenden Regen anhalten, als Laute wie das Grollen und Johlen aufrührerischer Massen und andererseits wie Trompetenstöße, wie Glockenklang, wie das Gezwitscher zahlloser Vögel, das alle „richtig" singen und so weiter — dann fallen uns ganz unwillkürlich gewisse Stellen bei Beethoven ein, wo die Vögel singen wie an einem Maitag; wir denken an die immer wiederkehrenden Marschrhythmen, das schwere Stampfen der Pferde, die Meteore, die durch die Apassionata sausen, an das brandende Meer, die tobenden Volksmassen und — warum nicht? — an die wuchtigen Schläge, mit denen das Schicksal an die Pforte pocht. Gewiß sind solche Zusammenhänge möglich. Beweisen aber kann sie niemand. Worauf es ankommt, ist jedenfalls nicht, daß, sondern wie derartige Laute wahrgenommen werden. Das Wunder dabei ist, daß sie vom Geist zu Kunstwerken umgebildet worden sind. Jeder von uns hört wohl in schlaflosen Fiebernächten das Blut in den Adern sieden und kochen, doch es war nur Beethoven gegeben, danach die Völkerscharen seiner Symphonien aufmarschieren zu lassen. Das ist das Merkmal des Genius: Aus dem Chaos erschafft er eine Welt."

Eine neue Riesenbibliothek in Amerika

Die amerikanischen Städte wetteifern miteinander in der Errichtung gewaltiger Gebäude, die der Kunst und Wissenschaft gewidmet sind. So will z. B. Joseph Widener in Philadelphia mit einem Kostenaufwand von 7 Millionen Dollar einen Bau errichten, in dem seine wundervollen Kunstschätze, unter denen sich 20 Rembrandts befinden, eine würdige Unterkunft finden und dem Publikum zugänglich sein sollen.

Ein anderer Monumentalbau, dessen Errichtung ebenfalls sieben Millionen Dollar verschlingt, geht der Vollendung entgegen: es ist die neue Bibliothek der Yale-Universität zu New Haven in Connecticut. Das Gebäude, das „Sterling-Gedächtnisbibliothek" heißen soll, nimmt einen ganzen Häuserblock ein, und sein Turm, der die Umgebung hoch überragt, wird zusammen mit dem Herkneß-Turm das Wahrzeichen von New Haven bilden. Der Stil, in dem der Riesenbau gehalten ist, bevorzugt gotische Formen, die von dem Erbauer James Gamble Rogers modern umgestaltet sind. Die amerikanischen Blätter häufen Zahlen über Zahlen, um die ungeheuren Materialmengen von Stahl und Zement, Ziegeln und Sand, Holz und Nägeln zu veranschaulichen, die für den Bau verwendet wurden. Wir begnügen uns damit, anzugeben, daß für das Mauerwerk 6½ Millionen Ziegeln, 170 000 Quadratfuß Granit nebst 50 000 Säcken Zement gebraucht wurden. Die weite Eingangshalle, zu der ein grandioses Tor führt, ist ein imposanter Bau, und auch die Empfangsräume, die Studiensäle und Vorführungsräume sind auf das kostbarste ausgestattet.

Die Hauptsache aber ist natürlich die Unterbringung der Bücher und zwar ist Raum für 3½ Millionen Bände vorgesehen, obwohl die Universitätsbibliothek noch lange nicht diese Zahl besitzt. Während bei uns die großen Staatsbüchereien überfüllt sind, baut man in der Neuen Welt Bibliotheken für die Zukunft, und es wird noch eine ganze Zeit dauern, bevor die Bücherregale sämtlich voll sind. Die Bücher sind in dem riesigen Turm untergebracht, der durch dünne Marmorböden in 16 Stockwerke geteilt ist und sich zu einer Höhe von 150 Fuß erhebt. 2000 Tonnen Stahl wurden für die Errichtung der Bücherregale in den Turm eingebaut, und für die Fußböden und Treppen hat man 1000 Tonnen Marmor verwendet. Die Regale würden, wenn sie in einer Reihe nebeneinander aufgestellt würden, eine Strecke bedecken, die von New Haven bis nach Newyork reicht, und ein ehrgeiziger Benutzer, der die ganzen Bücherreihen abschreiten wollte, müßte einen Weg von über 10 Kilometer zurücklegen. Die Besucher unserer Bibliotheken können vor Neid grün und gelb werden, wenn sie hören, wie schnell man in der neuen Yale-Bibliothek in den Besitz des verlangten Buches kommt. Man braucht nur eine Karte mit dem Titel und der Nummer des Buches an der Ausgleichstelle zu überreichen, um sofort zu erfahren, ob das Buch vorhanden oder ob es verliehen ist, und wenn die Antwort bejahend ausfällt, dann wird es nach wenigen Minuten durch Luftdruck aus Röhren auf den Tisch des Bibliothekars gelegt, der es dem Benutzer sofort aushändigt.

Die Schätze, die hier ihre Unterkunft finden, können sich zwar an Reichtum mit anderen amerikanischen Bibliotheken, z. B. der der Harvard-Universität noch nicht messen, aber immerhin hat die Yale-Bibliothek bereits vorzügliche Sammlungen; so darf sie „die beste Goethe-Bibliothek außerhalb Weimars" ihr eigen nennen. Ein anderer Schatz ist die berühmte Gutenberg-Bibel, die vor einiger Zeit aus dem Kloster Melk für einen fabelhaften Preis von dem Antiquar Rosenbach erworben und dann der Yale-Universität gestiftet wurde. Reich ist auch die Handschriftensammlung, die kostbare Manuskripte der englischen sowie der arabischen und chinesischen Literatur aufweist.

*

K. **Hesses Musikerkalender.** Der 52. Jahrgang 1930 liegt in 3 Bänden von 2200 Seiten vor; Preis 10 Mark; Max Hesses Verlag, Berlin-Schöneberg. Der „Vereinigte Kalender Hesse—Stern" geht in diesem Jahre zum 52. Male in die Welt hinaus. Daß der neue Jahrgang des bewährten Handbuchs der musikalischen Welt auch diesmal besonders verbessert und vermehrt erscheinen würde, war vorauszusehen. Es ist ein Umfang von 2200 Seiten erreicht. Das Notizbuch ist in Ganzleinen gebunden und enthält auf Schreibpapier ein vollständiges Kalendarium bis 31. 12. 1930. Band 2 und 3 enthalten alles Wissenswerte über das Musikleben in mehr als 570 Städten des In- und Auslandes. Der Städteteil umfaßt außer Deutschland fast ganz Europa und Amerika und ein nach tausenden zählendes Adressenverzeichnis bekannter Künstler, Pädagogen usw. Hunderte bekannte Musikerpersönlichkeiten haben an dem Werk mitgearbeitet. Auch der neue Jahrgang, der angesichts seines überreichen Inhalts äußerst preiswert ist, wird jedem unentbehrlich sein, der irgendwie zum Musikleben in Beziehung steht.

K. **Die italienische Karakorum-Expedition.** Der Herzog von Spoleto, der jetzt von seiner neuen Expedition nach dem Karakorum nach Bombay zurückgekehrt ist, gab einem Vertreter der Times of India einen Bericht über die Ergebnisse. Er hat mit seinen Begleitern den Mount Goodwoion Austen, der 8620 Meter hoch ist, vollständig umgangen und zahlreiche Photographien von Stellen aufgenommen, die vorher noch nie betreten waren. Ausgehend von dem Hauptlager, das schon der Herzog der Abruzzen vor 20 Jahren benutzte, ging die erste Unternehmung über den Baltoro-Gletscher bis zu dem Mustag-Paß, wobei sie eine Höhe von 6350 Meter erreichten. Der zweite Vorstoß galt dem berühmten „Konkordia-Circus", der so nach dem Place de la Concorde in Paris genannt ist und in dem der Godwin-Austen-Gletscher sowie die Baltoro-Gletscher zusammenstoßen: sie gelangten auf dem Haupt-Baltoro-Gletscher bis zu einer Höhe von 7330 Meter. Das dritte Unternehmen diente hauptsächlich wissenschaftlichen Zwecken, und es wurden dabei große Sammlungen vorgenommen.